

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 50. Bromberg, den 1. März 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Minuten schleichen gleich langen, qualvollen Stunden. Endlich kommt Medwedjeff zurück. Gebückt, mit gesenkten Schultern, mit zerfurchtem Gesicht. Bleibt vor Xenia stehen, nein, kniet plötzlich vor ihr und birgt seinen Kopf in ihrem Schoß. Und mit ihren Gliedern fühlt sie, wie stark ein Schluchzen den mächtigen Körper schüttelt . . .

Xenia fühlt tiefes Mitleid mit ihm — noch nie hat sie ihn so leiden sehen. Sie läßt ihm die Hand, die er an seine Stirn drückt, als gebe es ihm Linderung. — Und dann zu ihr aufsehend, als wäre sie ein Heiligenbild, sagt er leise: „Verzeihen Sie, Xenia. Die Erkenntnis kam zu plötzlich über mich. Sie sollen sich nicht mehr über mich beklagen dürfen. Aber frei kann ich Sie noch nicht geben. Ich habe das Gefühl, daß Sie noch einmal zu mir finden werden. Lassen Sie mich auf Sie warten . . ."

Und wieder lächelte Xenia, milde und nachsichtig wie zu einem großen Kinde. Sie küßt ihn auf die Stirn und sagt: „Und nun wollen wir beide vernünftig sein, Boris. Wir werden uns jetzt trennen. Weshalb noch den ganzen Tag einander quälen?"

Medwedjeff hilft ihr in den Mantel, bleich und selbstbeherrscht — begleitet sie zum Wagen, der am Tor auf sie wartet — und er schließt den Schlag des Wagens, als wäre er ihr erster Diener . . .

*

Als Xenia spät am Abend nach Hause kommt, überreicht ihr Betty, die Zofe, mit diskretem Lächeln einen schweren Brief. Betroffen erkennt sie die Handschrift Medwedjeffs. Und als sie den Umschlag öffnet, fällt zuerst ein kleines Kärtchen heraus. Darauf steht in kurzen Worten: „Eine verspätete Morgengabe für unsere Ehe!" Und als Xenia die großen Geschäftspapiere auseinanderfaltet und durchfliegt, da erfährt sie, daß Medwedjeff Park und Villa, in der sie wohnt, käuflich erworben und ihr übereignet hat . . .

In schweren Schlägen hämmert das Blut in ihren Schläfen. In schmerzender Klarheit arbeiten die Gedanken: Woher hat Medwedjeff das Vermögen genommen, um die Villa, den Park zu erwerben?! Er, der als hoher Beamter Moskaus kein Vermögen erwerben darf, dessen feste Einkünfte niemals einige hundert Rubel übersteigen können und sollen!

Und dann kommt ihr die Erkenntnis: Medwedjeff hat Geld genommen! Um ihr das alles zu schenken! Medwedjeff ist zum Verbrecher geworden — ihretwillen . . .

XII.

Drei Tage später hatte Xenia Tsaturowa einen unerwarteten Besuch. Sie saß an ihrem Schreibtisch. Da hörte sie ein erregtes Zwiegespräch. Und dann trat Betty in das Zimmer und sagte ärgerlich: „Da ist ein Mann draußen, der Sie durchaus zu sprechen wünscht, gnädige Frau. Er spricht deutsch, scheint aber ein Russe zu sein. Er ist furchtbar schmuddelig, gnädige Frau!"

Xenia trat in die Halle hinaus. Da stand ein schmächtiges Männchen in altem vertragenen Überzieher. Und dieses Männchen schaute in der Halle umher, als wenn er alles, was er da sah, bewerten und abschätzen müsse.

„Janis Karlowitsch Osolin, Sie hier!" rief Xenia Tsaturowa, und es gelang ihr schlecht, ihr Erschrecken zu verbergen. „Rasch Betty, machen Sie den Teetisch zurecht!"

Sie selbst half Osolin aus dem Überzieher.

„Schönes Häuschen das," sagte noch im Ausziehen Osolin. „Und der Park auch nicht zu verachten. Sie sind ein Sonntagskind, Xenia Grigorjewna. So ein Viertel Millliönchen glatt hingelegt! Wie, Xenia Grigorjewna?"

Xenia erzitterte: kein Zweifel, Janis Osolin wußte von dem Kauf Medwedjeffs. Jetzt nur nicht den Kopf verlieren.

Sie saß mit Osolin am Teetisch. „Wie kommen Sie eigentlich nach Deutschland, Janis Karlowitsch?" fragte sie.

„Auch die Deutsche Regierung kann einem Mitglied der Moskauer Regierung schlecht die Einreise verwehren, wenn er eines der deutschen Bäder aufsuchen will."

„Und was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?" fragte sie nun geradeheraus.

Osolin lächelte. Er hatte oft seine Freude daran, mit seinen ertappten Opfern Katze und Maus zu spielen, sie in ewiger Angst und Ungewißheit zu lassen. Heute aber sagte er gleichfalls geradeheraus: „Der Genosse Medwedjeff war doch wirklich großzügig, Ihnen das alles hier vor die schönen zierlichen Füßchen zu legen!"

„Ich fürchte, Sie irren sich, Genosse Osolin! Villa und Park gehören nicht mir!" antwortete lächelnd Xenia Tsaturowa.

„Weshalb wollen Sie leugnen, schöne Genossin?" fragte Osolin und lachte hämisch. „Oder wünschen Sie einen Beweis?"

„Bitte!"

Er zog einige große, engbeschriebene Seiten hervor. Ohne sie aus der Hand zu geben, zeigte er sie Xenia. Es war nichts mehr und nichts weniger als ein Durchschlag des Vertrages, mit dem Medwedjeff Villa und Park erworben und ihr übereignet hatte.

„Nun schöne Genossin?!" fragte er jetzt in einem Ton, als erwarte er, daß die schöne Frau ihm zu Füßen fallen und um Gnade betteln würde.

Xenia Tsaturowa lächelte unentwegt freundlich und kühl, als wäre dies alles nur ein Scherz.

„Ihre Spione sind unverschämt, aber dumm, Genosse Osolin. Diesen Leuten fehlt noch viel von der Klugheit ihres Herrn und Meisters," sagte sie und schenkte ihm freundlich eine neue Tasse ein. „Ist das alles, was Sie zu mir geführt hat?"

„Genügt das etwa nicht?!"

„Nein, Genosse Osolin. Ihre Spione sind Lumpen und Trottel. Hier, Genosse Osolin, hier . . . bitte . . . lesen Sie!"

Sie war an ihren Schreibtisch gegangen und hatte aus einem Fach das Original des Vertrages gezogen. In dem Original stand aber ein Nachtrag.

„Lesen Sie!" forderte sie wieder herrisch.

Und Osolin las, daß Frau Xenia Grigorjewna Tsaturowa Villa und Park am nächsten Tag der russischen Botschaft in Berlin weiter übereignet hatte.

„Genügt Ihnen das, Genosse Osolin?! Noch eine Tasse Tee gefällig?"

„Sie sind sehr geschickt, Genossin!"

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen, Genosse Osolin?!"

„Doch, schöne Genossin", antwortete Osolin, und in seinen Augen blitzte es auf, „ich muß Ihnen mitteilen, daß der Genosse Medwedjeff gestern in Moskau verhaftet worden ist!"

Xenia erblaßte. Klirrend stellte sie die Tasse zurück.

„Ein Irrtum!" sagte sie rasch. „Der Dummheit und dem Ungeschick Ihrer Leute zu verdanken! Sie werden sofort telegraphieren, daß sich alles aufgeklärt hat. Oder ist es etwa nicht klug, daß Medwedjeff den dicken Holländern Geld abnimmt, um es für die Propaganda in Holland selbst zu verwenden — und außerdem unserer Botschaft ein wertvolles Grundstück zu verschaffen."

Osolin wiegte nachdenklich den Kopf. Er rückte näher auf dem Diwan zu Xenia hin, ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Eine schöne Frau ist immer ein mächtiger Fürsprecher", sagte er. „Ich weiß nicht, ob ich Ihren Worten glauben kann. Aber Sie, schöne Frau, haben es in der Hand, mich glauben zu machen, daß Medwedjeff sich nicht hat bestechen lassen . . ."

Xenia verstand. Ein ekles Gefühl, ein Frösteln schüttelte sie. Kurz und rasch überlegte sie. Dann sagte sie, Osolin schroff ihre Hand entziehend: „Also, Sie wollen nicht telegraphieren. Schön! Ich werde es durch die Botschaft machen. Haben Sie mir noch etwas zu sagen, Genosse Osolin?! Nein . . . nichts! Schön!"

Sie klingelte. Betty erschien: „Betty! Herr Osolin wünscht sich zu verlassen. Seinen Mantel, seinen Hut bitte!"

Ohne Osolin die Hand zu reichen, ließ sie ihn das Zimmer verlassen. Seinen Blick hielt sie kühl lächelnd aus — der Blick war Haß und Rache. Als sie aber draußen das Parktor zuklappen hörte, da sank sie zusammen, mutlos, verzweifelt. Lange saß sie so da. Dann aber straffte sich ihre Gestalt, und halblaut, wie um sich selbst Mut zuzusprechen, sagte sie: „Jetzt nur nicht verzagen. Borris muß gerettet werden. Die Kugel, die man ihm bereits zugedacht hat, darf nicht abgeschossen werden. Ach, und das Spiel... das wahnsinnige Spiel um Sascha . . . das muß nun auch durchgeführt werden! Vielleicht findet sich ein glücklicher Ausweg?"

Laut rief sie nach Betty und bestellte: „Telephonieren Sie bitte nach einem Wagen. Ich muß eilig zur Botschaft."

XIII.

Eine qualvolle Unruhe hatte Felicitas Böse seit jenem Abend gefangen genommen, als sie nach Schlittenfahrt, Oper und Abendessen von Mirza Ahmed nach Hause gebracht wurde und bei seinem Liebeswerben es ihr zum Bewußtsein gekommen war, daß sie eigentlich Alexander Huene, ihren jungen Chef, liebe.

Sie schalt sich dumm und närrisch. Aber ihr Benehmen Huene gegenüber war unfrei geworden. Sie wurde ungeschickt bei der Arbeit, machte tatsächlich Fehler, die Huene mit einem nachsichtigen, leicht-spöttischen Lächeln wieder ausglich. Und dieses nachsichtige Lächeln machte sie noch unsicherer, noch ärgerlicher über sich selbst.

Und durch vermehrten Arbeitseifer suchte sie auszugleichen, was sie zu fehlen glaubte.

So hatte sie auch heute bis in die Abendstunden hinein an einem Bericht gesessen, den ihr Huene noch diktiert hatte. Neue Gegenvorschläge von Mirza Ahmed, die für Huene neue Schwierigkeiten bedeuteten und ihn sehr ärgerlich gemacht hatten.

Er hatte ihr vorgeschlagen, sie mit einem Wagen nach Hause zu bringen. Sie hatte es aber in ihrer Befangenheit etwas zu schroff abgelehnt. Und nun saß sie im Omnibus und ärgerte sich wieder über sich selbst und die ganze Welt.

Während der Fahrt setzte sich ein junger Mensch neben sie, nicht sehr gut angezogen, das Gesicht etwas verhärmt, mit unfrohen Augen. Sie hatte ihn schon öfters den gleichen Weg fahren sehen. Sie hielt ihn für einen jungen russischen Emigranten.

Bei einer Haltestelle ist der junge Mensch neben ihr verschwunden. Er hat aber seine Mappe vergessen, eine alte, abgegriffene Mappe. Felicitas ergreift die Mappe, um sie dem Schaffner zu geben. Da öffnet sie sich: Briefschaften, Drucksachen, Zeitungen fallen heraus. Und da . . . Felicitas Blick ist plötzlich gefesselt. Eine Maschinenschrift: anscheinend ein Manuskript, für eine Zeitung bestimmt. Unwillkürlich liest Felicitas Böse: „. . . die schöne Botschaftsrätin und der düpierte Bankvertreter . . ."

Flammende Röte schlägt ihr ins Gesicht. Schnell ergreift sie das Manuskript. Sie weiß: sie stiehlt! Aber das da geht sie an, geht sie sehr an . . . Rasch fliegen ihre Augen im humpelnden Autobus über die Zeilen. Da ist es: Huenes Geschichte mit der schönen Russin! In allen Einzelheiten, wie sie es nie hat ahnen können. O, wie sie diese Frau jetzt haßt . . .

Sie birgt das Manuskript in ihrer Tasche. Und nach der Zeitung zu urteilen, die aus der Mappe herausgefallen ist, war der Artikel wohl für ein Blatt bestimmt, das von Skandalen lebt . . .

Eine furchtbare Nacht durchwacht Felicitas, doch am Morgen weiß sie, was sie zu tun hat.

*

Betty meldet Xenia Tsaturowa einen Besuch. „Ein junges Mädchen ist es," sagt sie, „sie könne den Namen nicht nennen, aber sie hätte der gnädigen Frau etwas sehr Wichtiges mitzuteilen . . ."

Etwas ärgerlich erhebt sich Xenia, und in der Halle erblickt sie, sich bescheiden an der Tür haltend, Felicitas Böse.

„Ah! Fräulein Böse!" ruft sie erfreut und reicht Felicitas beide Hände, „das kann doch nur Gutes sein, was Sie mir bringen. Bitte, hier die Tür links . . . Betty, machen Sie den Samowar fertig!"

Und die klugen, erfahrenen Augen der schönen Frau sehen das blasse, vertrotzte Mädchengesicht, die dunkelumränderten, übernächtigten Augen, und mit leichtem Plaudern hilft sie dem Mädchen über die ersten Minuten hinweg. Und dann dampft der Samowar, duftet aromatisch der Tee. Eine Zigarette lehnt Felicitas ab, aber von den angebotenen Pralinen nimmt sie schließlich.

Schweigend sitzt Felicitas da. Sie, die hier mit rächenden Worten aufzutreten gedachte, ist von dem natürlichen Charme der schönen Frau besiegt, gefangen genommen. Aber sprechen muß sie davon, sie muß der schönen Frau doch sagen, daß sie eine Betrügerin ist, daß sie Huene verrät, daß . .

Und wieder hilft Xenia Tsaturowa. „Sie kommen gewiß von Baron Huene. Was läßt er mir sagen?"

Da schreit Felicitas gequält auf: „Nein, nein! — Ich komme nicht von Herrn Huene. Er weiß nicht, daß ich hier bin. Aber es geht ihn an. Es geht ihn an . . . Bitte, bitte, gnädige Frau, lesen Sie selbst . . .!"

Und sie reicht das gefundene Manuskript Xenia hinüber, rasch, mit zuckender Hand, als wenn sie Feuer angefaßt hätte.

Xenia erbleicht — aber ruhig liest sie Wort für Wort.

„Gnädige Frau, das ist doch nicht wahr! Das ist alles erlogen! Eine Frau, die liebt, kann nicht so betrügen . . ."

Xenia gibt dem zitternden Mädchen keine Antwort. In schwerem Sinnen durchmißt sie das Zimmer. Grau ist ihr Gesicht . . .

Voller Mitleid sieht sie auf das erregte Mädchen, und sie nimmt das liebliche, blasse Gesicht in beide Hände. Bannend bohren sich ihre dunklen Augen in den Blick des jungen Mädchens. Sanft und weich sagt sie: „Du liebst ihn, Kind?!"

Und Felicitas kann nicht verneinen, nicht bejahen, kann sich nicht befreien von den forschenden, zwingenden Augen.

(Fortsetzung folgt)

Der neue Kommandeur.

Abenteuer eines unliebsamen Vorgesetzten, erzählt von G. W. Beyer.

Die Stimmung im Kasino zu Fort Rani war zum Teufel. Hätte der Brigadeadjutant die Nachricht aus England nicht am nächsten Tage erst bekannt geben können! Nun saß man beim vollen Glase und ärgerte sich die Kränke an den Leib. General Brattler übernahm die Brigade! Brattler, dieses Ekel, das Schwert und Kommandostab auf seinen Achselklappen nur seinen guten Beziehungen nach oben verdankte. Brattler, der größte Schinder in der ganzen Armee! Brattler, der seine Nase auch nicht einmal nach Indien hinein gesteckt hatte! „Ach", seufzte Kapitän Donegal, der einst Regimentsadjutant beim Verhaßten gewesen war, „könnte man ihn nur wieder fortekeln!" Betrübt zog er seinem Bungalow zu.

Der Gedanke an Brattler ließ ihm die ganze Nacht keine Ruhe. Der Kapitän hatte den ehrlichen Wunsch, der neue Brigadier möchte auf der Fahrt von England nach Karachi im Roten Meere den Hitzschlag bekommen, über Bord fallen und den Haien zum Frühstück dienen. Aber leider werden solche Wünsche nie erfüllt, und unbeliebte Vorgesetzte haben ein zähes Leben. Da fiel dem Kapitän sein Freund Fazil ein. Eigentlich war ja dieser Derwisch aus Kafiristan kein rechter Umgang für einen britischen Offizier, doch seitdem Donegal den Alten einmal vor einer englischen Reitpeitsche bewahrt hatte, bewies ihm der Afghane eine unendliche Dankbarkeit. Und munkelten die Eingeborenen nicht, der Derwisch könne mehr als andere Menschen? Warum sollte es Fazil nicht möglich sein, dem unbeliebten General das Leben in Indien zu verleiden?

Fazil schien Donegals Kummer gespürt zu haben, denn am Morgen stellte er sich ungerufen ein. Der Kapitän betrachtete das unerwartete Kommen des Afghanen als Schicksalswink. „Fazil", ging er aufs Ganze, „könntest du einen Menschen hier fortgraulen?" Der Derwisch lächelte: „Warum nicht!" Ein paar Minuten später kannte er die Nöte des Offizierskorps und hatte sich beim Barte des Propheten zum Schweigen verpflichtet. „Laß mich handeln, Sahib", sagte er einfach. —

An einem häßlichen Februarmorgen sah General Brattler Karachi aus dem Regen auftauchen. Der neue Kommandeur von Fort Rani war schlechter Laune, denn nach der Backofenhitze im Roten Meere ging ihm dieses tagelange Rieseln auf die Nerven. Brummig ließ er sich vom Hafen nach dem Hotel fahren. Dort klärte sich sein Blick ein wenig auf. Alles im Hause erinnerte ihn an Old-England, das er so ungern verlassen hatte. Kein Wunder. Eine Strafversetzung ist nie angenehm, am wenigsten aber, wenn sie in ein von allen guten Geistern verlassenes indisches Nest führt.

Nach dem Essen saß Brattler, mit dem Schicksal ein wenig ausgesöhnt, in der Halle. Da verbeugte sich ein Inder im weißen Anzuge vor ihm: „Ich erlaube mir, Ihnen meine Dienste anzubieten, Sahib. Ich kann alles: Dolmetschen, rasieren, Stiefel putzen, Kraftwagen lenken, kochen, servieren. Außerdem kenne ich das ganze Land." General Brattler war glücklich. Er durchblätterte flüchtig die Zeugnisse des Weißblusigen und stellte ihn sofort als Diener ein.

Am nächsten Tage kaufte der neue Herr von Fort Rani mit sachkundiger Unterstützung seines Mädchens für alles, das auf den schönen Namen Ahmad hörte, den vom Oberkommando bewilligten neuen Kraftwagen. Nach einer weiteren wohl verbrachten Nacht fuhr er mit der Eisenbahn nordwärts seiner neuen Wirkungsstätte zu. Ein Güterwagen am Ende des Zuges barg das schöne, neue Auto des Generals.

Nach eintägiger Fahrt erreichte der neue Kommandeur von Fort Rani den kleinen Bahnhof, der seinem neuen Standorte am nächsten lag. „Zweihundert Kilometer schlechte Straße", meldete Ahmad betrübt. „Es wäre besser, Sie übernachteten hier im Hotel, Sahib." — „Schön", brummte General Brattler und ärgerte sich wieder gründlich. Der Ort sah alles andere als vertrauenerweckend aus. Verstimmt ging der Engländer nach einem Essen, das wehmütige Erinnerungen an englische Tafelfreuden in ihm wachrief, auf sein Zimmer. Aus alter Gewohnheit holte er ein Zahnputzglas aus dem Koffer, füllte es mit Wasser, stellte es auf einen Stuhl, legte sein Gebiß hinein und sich selbst ins Bett.

Das Erwachen nach schwerem Schlummer war schrecklich. Glas und Gebiß waren verschwunden, mit ihnen sämtliche Uniformhosen. Gleich darauf dröhnte es an der Tür, der Hotelbesitzer platzte ins Zimmer und meldete schreckensbleich, seine Garage sei erbrochen, der Wagen des Herrn Generals gestohlen worden, der Diener verschwunden.

Vier Tage später kam General Brattler von einem erzwungenen Ausfluge nach Karachi zurück. Ein neues Gebiß glänzte zwischen seinen Lippen, die Ersatzhosen hatten sehr viel Geld gekostet. Ahmad und der Kraftwagen blieben verschwunden. Nach einer vorsichtshalber schlaflos verbrachten Nacht stieg der neue Kommandeur in den von Fort Rani gesandten Dienstwagen neben den Brigadeadjutanten.

Als er nach einer entsetzlichen Fahrt über Stock und Stein ins Fort einfuhr, trat die Wache unter das Gewehr. Der Wagen hielt, der General erhob sich, warf sich in die Uniformbrust, trat auf das Trittbrett, grüßte von dort oben herunter hoheitsvoll und lag der Länge nach im Schmutz. Der Wachhabende besaß angesichts dieses ungeheuerlichen Vorfalls die meiste Geistesgegenwart. Er ließ seine Leute wegtreten, weil er selbst das Lachen kaum verbeißen konnte. General Brattler richtete sich mit glühend rotem Kopfe wieder auf und wandte sich: Kein Zweifel, das Trittbrett war unter seiner Last zusammengebrochen. Merkwürdig! Vor Antritt der Fahrt hatte es doch sein Gewicht ausgehalten! „Nein, danke", knurrte er dann den Adjutanten an, der ihn fragend ansah. „Stellen Sie mir die Herren morgen vor. Ich bin heute zu müde. Zeigen Sie mir meine Räume!"

Seine Wohnung war besser, als er befürchtet hatte. „Auf eines muß ich Sie leider aufmerksam machen", bedauerte der Adjutant. „Aus einem uns unerklärlichen Grunde brennt das Licht heute nicht. Der Brigademonteur hofft aber den Schaden morgen beheben zu können."

Begreiflicherweise legte sich der neue Kommandeur schlecht gelaunt zu Bett und löschte die Kerze. Er mochte eine Stunde geschlafen haben, als ihn ein Alpdruck weckte. Gleich darauf hörte er leises Zischen. Er fuhr mit der Hand nach dem, was ihm schwer auf dem Bauche lag, und brüllte wie ein Stier: „Hilfe, Schlange!" Mit bloßen Füßen, im Nachtanzug, stürzte er aus dem Bette, riß das Fenster auf, weil er im Dunkeln die Tür nicht gleich fand, kletterte auf das Fensterbrett und fiel bis an den Hals ins Wasser.

Ein paar Minuten später stand er angstschlotternd und zähneklappernd vor dem Arzte: „Retten Sie mich!" — „Verzeihung, Sir", sagte der Stabsarzt, „ich finde keine Bißwunde. Doch da bringt ja die Ordonnanz das Tier. Na, kein Wunder. Der Giftzahn ist ausgebrochen worden. Merkwürdig. Und wie kommt nur das Regenfaß von der Ecke des Bungalows gerade unter das Fenster? Rätselhaft!"

General Brattler hatte keine Lust, nach der Antwort auf die etwas dunklen Fragen des Stabsarztes suchen zu lassen. Am nächsten Tage verabschiedete er sich auf dem kleinen Bahnhofe unseligen Angedenkens recht kühl vom Brigadeadjutanten: „Ich werde dem Herrn Oberkommandierenden mein Rücktrittsgesuch selbst überreichen."

In Karachi erlebte General Brattler die größte Überraschung. Auf dem Hotelhofe stand sein Wagen, auf dem Rücksitz lagen die Uniformhosen, und oben drauf thronte das gefüllte Glas mit dem Gebiß. Niemand wußte, wer den Wagen gebracht hatte.

„Wie war das alles nur möglich?" fragte eines Tages Kapitän Donegal seinen Freund, den Derwisch. Fazil lächelte nur: „Sahib, Hunderte hören auf mein Wort."

Rothschilds Rache.

Von Reinhold Fritz Grosser.

Als der Gründer des Hauses Rothschild, Meyer Anselm Rothschild, starb, hinterließ er seinen fünf Söhnen fünf der größten Bankhäuser. Nathan Rothschild, der an der Spitze des Londoner Geschäfts stand, war der eifrigste der Söhne. Eines Tages zeigte man bei der Bank von England einen Scheck vor, der von Anselm Rothschild, Frankfurt, und

Nathan Rothschild, London, unterzeichnet war. Damals gehörte der Scheckverkehr noch zu den Seltenheiten. Die Bank verweigerte die Auszahlung mit dem Bemerken, daß sie nur ihre eigenen Noten auszahle und nicht die von Privatleuten ausgestellten.

„Privatleute!“ rief entrüstet Nathan Rothschild, als ihm der Vorgang berichtet wurde. „Ich werde den Herren zeigen, mit was für Privatleuten sie zu tun haben.“

Nach drei Wochen erschien Rothschild gleich nach Eröffnung der Bank an der Kasse und zog eine Fünf-Pfundnote heraus, die er in Gold eingewechselt haben wollte. Man wunderte sich, daß der große Bankier um solche Kleinigkeit sich selbst bemühte, doch wuchs noch das Erstaunen, als er fortfuhr, eine Fünf-Pfundnote nach der anderen heraus zu holen. Er unterzog beim Einwechseln jedes Goldstück einer genauesten Prüfung, ja, er verlangte manchmal, als sein gutes Recht, die Gewichtsprüfung eines einzelnen. Nachdem das erste Portefeuille geleert (der Baron hatte drei Wochen dazu verwandt, Fünf-Pfundnoten zu sammeln) und der erste Goldsack gefüllt war, ließ er sich von einem dazu mitgebrachten Bedienten einen anderen reichen und setzte darauf dieses Geschäft bis zum Schluß der Bank fort. Er hatte dann sieben Stunden dazu gebraucht, 21 000 Pfund Sterling einzuwechseln. Da er aber noch neun Angestellte seiner Bank in derselben Weise beschäftigte, so hatte die Bank von England an diesem Tage 210 000 Pfund Sterling in Gold auszuzahlen, und die Kasse war derart damit in Anspruch genommen, daß sie kein anderes Geschäft erledigen konnte. Alles, was ein wenig außergewöhnlich ist, gefällt den Engländern, und man amüsierte sich also im Augenblick über Rothschilds Eifer, die Bank von England zu beschäftigen. Das Personal aber lachte weniger, als Baron Nathan am andern Morgen wieder mit seinen neun Angestellten bei der Eröffnung der Bank erschien, man hörte auf zu lachen und bekam es allmählich mit der Angst zu tun, als Rothschild beim Einwechseln ironisch bemerkte: „Die Herren haben meinen Scheck nicht auszahlen wollen, ich will infolgedessen keine Note von Ihnen behalten und habe genug davon, um Ihre Kasse zwei Monate lang damit zu beschäftigen.“ Man wurde sehr, sehr nachdenklich. Elf Millionen in Gold auszuzahlen, wäre eine Unmöglichkeit für die Bank gewesen. Es mußte etwas geschehen. Am folgenden Morgen las man in den Blättern eine Anzeige, in der sich die Bank von England bereit erklärte, Schecks von Rothschild von nun an wie die eigenen einzulösen.



Bunte Chronik



* **Die Schule besteht um des Schulrats willen.** Idyllische Schulverhältnisse herrschen in dem kleinen Ort St. Josph in Wisconsin. Da sind z. B. die Sitzungen des Gemeindeschulrats. Sie stellen eine willkommene Gelegenheit dar, um Ansichten zu äußern. Außerdem können sich die Mitglieder „Herr Schulrat“ schimpfen lassen. Bis vor einem Jahr brauchten die Mitglieder des Schulrates um ihre beamtete Stellung nicht zu bangen. Der Schulbesuch war zwar recht gering, aber zwei Schüler genügten immer noch, um die unbedingte Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des Unterrichts zu beweisen. Leider ist das in diesem Jahr anders geworden. Auch die beiden letzten Schüler blieben aus, weil eine Privatschule im Ort besseren Unterricht erteilt. Schließlich faßte sich eines der Schulratsmitglieder ein Herz und schickte seine Tochter zu der einsam in ihrem Klassenraum sitzenden Lehrerin. Nach drei Tagen kam aber auch diese einzige Schülerin nicht wieder. Es war ihr doch zu unheimlich gewesen, während des ganzen Unterrichtes ausschließlich im Mittelpunkt des Interesses und der ungeteilten Aufmerksamkeit der Lehrerin zu sitzen. Vernünftigerweise hätte man nun der armen Schulmeisterin eine andere Stellung suchen und die Schule schließen müssen. Aber was wäre dann aus dem Schulrat geworden? Der durfte auf keinen Fall auffliegen! Also blieb die Lehrerin im Dienst, und für das etwas herabgesetzte Gehalt von 90 Dollars monatlich hat die Ärmste die Verpflichtung übernommen, morgens den Ofen im einzigen Klassenraum anzuzünden und sich zur Belehrung eines etwa auftauchenden Schülers von neun Uhr vormittags bis vier Uhr nachmittags bereit zu halten.

*

* **Ein Fuchs, der den Schwanz umdreht.** Im Verlauf einer Hetzjagd bei Melton Mowbray ereignete sich der Fall, daß die Meute nicht den Fuchs, sondern der Fuchs die Meute hetzte und dadurch den Aufwand an berittenen Damen und Herren zu seiner Verfolgung glatt gegenstandslos machte. Der Fuchs war ordnungsgemäß losgelassen, und die Meute nahm auch weidgerecht seine Spur auf. Nun aber geschah das Unglaubliche. Der aufgestöberte Fuchs fegte nicht, wie man das auf beliebten Jagdbildern stundenlang sehen kann, mit seinem wehenden Schweif vor der Meute her, sondern drehte den Schwanz um und stürzte sich mit fletschenden Zähnen der Meute entgegen. Den zuerst auf ihn losprellenden Hund biß er gleich so heftig in die empfindliche Nase, daß er heulend und jammernd die Flucht ergriff. Der Vorgang löste unter seinen Hundekollegen eine Panik aus. Im Nu drehte die ganze Meute um und ergriff kläffend die Flucht. Der Fuchs pretschte wie das Ungewitter hinterher. Die Jagdgesellschaft war einfach außer sich vor Erstaunen. Der Hundemeister wurde benachrichtigt, daß seine Meute vor dem Fuchs Reißaus nehme. Seiner Autorität gelang es denn auch, die Hunde zum Halten zu bringen. Unverzüglich wurden sie auf die Suche nach dem tapferen Rotschwanz geschickt. Der schlaue Fuchs, der schlaueste seines Stammes, hatte sich aber längst in Sicherheit gebracht. Oder aber — oder aber die Hunde waren schlau genug, ihn nicht zum zweiten Male heraus zu fordern.

*

* **Unter den Buschmännern verwildert.** Der kürzlich aus dem schwarzen Erdteil nach England zurückgekehrte Forschungsreisende W. J. Makin brachte eine merkwürdige Kunde aus dem südafrikanischen Busch mit. Am Rande der Kalahari traf er unvermutet auf einen Engländer, der peinlich sauber nach der Mode des Ausgangs des vorigen Jahrhunderts gekleidet war und sich als Morris, einstigen Schullehrer, vorstellte. Er lebte in einer Buschmannshütte zwischen den Wilden und schien die europäischen Kleider nur angezogen zu haben, um den Forscher zu ehren. Sonst zeigte sich der Einsiedler dem Reisenden gegenüber sehr wortkarg; vor allem vermied er es, für seinen Aufenthalt unter den Buschmännern irgend welche Erklärung zu geben. Er ließ aber durchsickern, daß er eine Art Naturforscher sei und an einem Werk arbeite, dessen Manuskriptseiten sich in seiner Hütte von Jahr zu Jahr anhäuften. Mit ihm lebten ein etwa 23jähriger Sohn, der wie die Buschmänner vollkommen nackt ging, und zwei weiße Töchter, die ihm in der Kalahari geboren worden waren und nichts von der Zivilisation wußten. Beide waren außerordentlich scheu und verkrochen sich vor den Europäern. Der ehemalige Schulmeister erklärte Makin, er bedauere es sehr, daß sein Sohn vollständig Buschmann geworden sei, mit ihnen und mit Pfeil und Bogen auf die Jagd gehe und sich in jeder Beziehung als Wilder benehme. Dieser Kummer scheint aber den Alten nur zeitweise zu bedrücken, denn in den Nächten hatte Makin das zweifelhafte Vergnügen, beobachten zu müssen, wie auch der Vater das letzte Stück Zivilisation ablegte, um mit den Buschmännern um das Feuer zu tanzen. Bei seiner Rückkehr nach England konnte Makin an Hand der wenigen Angaben, die ihm der Weiße im afrikanischen Busch gemacht hatte, feststellen, daß ein großes Londoner Museum eine Reihe von afrikanischen Kuriositäten besaß, die der ehemalige Schullehrer gesammelt und selbst wissenschaftlich beschrieben hatte.

*

* **Ein neuer Fußwärmer.** Die Bevölkerung von Budapest scheint hinsichtlich ihrer Füße sehr empfindlich zu sein; ein Erfinder nutzte diese Lage aus und machte bekannt, daß er einen Schuh geschaffen habe, der auf elektrischem Wege erwärmt wird. An seiner Sohle ist eine Batterie angebracht, die durch einen Anschluß an das Lichtnetz geheizt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.